

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ursula Isbel
Die Nacht der Feen
Jugendroman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1

Nach diesem Sommer glaubte ich mehr zu wissen. Ich achtete auf Zeichen; es gab viele. Ich hörte und sah Dinge, für die ich früher nie Augen und Ohren gehabt hätte. Und ich begriff, dass die Welt voller Zauber und Geheimnisse ist.

Die Zeit beim Professor im Haus auf dem Hügel änderte mein Leben. Und doch, wenn mir vorher jemand gesagt hätte, was mich erwartete, ich wäre Nonnas Vorschlag wohl nicht gefolgt, wäre nie in den Zug gestiegen, der mich quer durch Deutschland brachte.

So aber saß ich an einem Sonntag Anfang Juli ahnungslos in einem verräucherten Abteil der zweiten Klasse, zusammen mit einem dicken, rotgesichtigen Mann, der schmatzend Wurstbrote mampfte, und einem Yuppie im geschniegelten Outfit. Er trug eine gepunktete Krawatte und trompetete wichtig-tue-risch in sein Handy, wenn er nicht gerade mit seinem Laptop spielte.

Die Landschaft hinter den Zugfenstern war überraschend schön: Seen, über denen die Luft im Mittagsglanz flimmerte, sanft geschwungene Hügel und dunkle Waldstücke. Heu lag auf den Wiesen; ich glaubte seinen Duft zu riechen, obwohl sich die Fenster nicht öffnen ließen.

Nonna hatte mir allerhand eingeschärft, was ich

im Umgang mit dem Professor, ihrem ehemaligen Verehrer, beachten sollte.

»Samuel ist ein bisschen schwierig«, hatte sie gesagt. »Leicht gaga, aber das sind wahrscheinlich alle genialen Menschen. In Fachkreisen ist er anerkannt, sogar berühmt, auch wenn manche Kollegen seine Ansichten für hirnrissig halten. Er lebt nur für seine Arbeit. Ein Glück, dass ich ihn damals nicht geheiratet habe.«

»Hätte es dir nicht Spaß gemacht, die Frau eines erfolgreichen Forschers zu sein?«

»Spaß!« Nonna sah wie ein Kobold aus, wenn sie Grimassen schnitt. »Wart ab, bis du ihn kennst, Sylvie. Ich glaube kaum, dass er im Alter viel anziehender und umgänglicher geworden ist. Wenn ich mit ihm telefoniere, kommt es mir jedenfalls vor, als würde er immer verschrobener, der alte Querkopf.«

»Und ausgerechnet bei ihm soll ich den Sommer verbringen?!«

»Vielleicht findest du ja Zugang zu seinem verknöcherten Herzen.« Nonna küsste mich zärtlich auf die Nasenspitze. »Außerdem ist er ein interessanter Typ. Einem wie ihm begegnet man nicht alle Tage. Und er braucht dringend Hilfe im Haushalt.«

»Warum nimmt er sich dann keine Haushälterin?«

»Er hat ja eine. Und er glaubt, dass sie zurückkommt, wenn sie wieder gesund ist. Sie hat sich die Schulter oder den Arm gebrochen oder sowas Ähnliches. Es gibt auch eine Putzfrau. Du musst also keine Böden schrubben. Fremde Gesichter will er nicht um sich haben.«

»Ich bin doch auch ein fremdes Gesicht. Und ich kann nicht kochen, wie du weißt.«

»Du bist meine Enkelin. Vergiss nicht, er hat mich einmal geliebt. Zumindest hat er sich das eingebildet. Vermutlich war ich die einzige Frau in seinem Leben, für die er so etwas wie Liebe empfand. Und was das Kochen betrifft, ich hab dir doch gesagt, dass er hauptsächlich Grünzeug isst. Er findet, dass Fleisch und Gebratenes dem Geist schaden und ihn in niedere Sphären herabziehen. Karotten raspeln und Sellerie und Gurken schneiden, das kannst du doch, und Kräutertees kochen oder ab und zu eine Gemüsesuppe.«

Während ich aus dem Abteifenster sah, fragte ich mich, was ich selbst in den kommenden Wochen essen sollte. Rohkost war nicht so mein Fall.

Nicht zum ersten Mal überfielen mich heftige Zweifel, was diesen Sommer betraf. Doch ich konnte das Geld dringend brauchen, das ich bei Nonnas altem Freund verdienen würde. Vielleicht hielt ich es aber auch keine zwei Monate bei ihm aus. Vielleicht saß ich schon in einer Woche wieder in der Bahn und fuhr in die entgegengesetzte Richtung. Auch damit rechnete ich.

Hinter der Scheibe glaubte ich flüchtig Nonnas lächelndes Gesicht wie ein Suchbild zwischen Hecken und Baumwipfeln zu sehen. »Samuel Hrdliczka ist ein verrückter alter Knabe«, flüsterte sie mir zu. »Aber auch spannend. Langweilen wirst du dich bei ihm nicht einen Tag.«

Ich hätte manchen passenden Begriff für meine

Zeit im Haus auf dem Hügel finden können. Das Wort Langeweile gehörte nicht dazu.

2

Ich wartete fast zwei Stunden auf den Bus, in einem öden, verlassenem kleinen Bahnhof am Ende der Welt. Der Schalter war geschlossen. Weit und breit gab es keine menschliche Behausung. Während ich auf der Treppe zum Schalterraum saß, fragte ich mich, was ich machen sollte, wenn der Bus nicht kam.

Endlich tauchte er in der Ferne auf wie ein einsamer Reiter in der Prärie. Glückselig und erleichtert stieg ich ein. Der Fahrer versprach, mich an der Kreuzung zwischen der Straße zum Grendelsee und der Abfahrt nach Agathenried abzusetzen.

»Zu Fuß mit dem schweren Rucksack, das wäre zu weit, junge Frau«, sagte er und lächelte gutmütig.

Professor Hrdliczka hatte Nonna eine Wegbeschreibung mit einer Skizze geschickt. Darauf waren die Himmelsrichtungen angegeben, dazu ein paar Hieroglyphen, die ich nicht deuten konnte. Immerhin glaubte ich die Wegkreuzung zu erkennen, an der ich stand. Nachdem ich das Blatt mehrmals hin und her gedreht hatte, machte ich mich tapfer auf den Weg.

Das Haus stand auf einem Hügel. Ich sah sein graues Dach zwischen den Baumwipfeln; drei Kamine

ragten wie die Maste eines Schiffes in den Himmel. Das ganze Grundstück, das von Hecken umgeben war und sehr groß zu sein schien, zog sich über eine Anhöhe hin. Schon jenseits der Gartenpforte begann der Weg anzusteigen. Es gab eine Zufahrt, die von Gras überwuchert war.

An der Pforte hing ein Namensschild aus Messing, auf dem »Prof. S. Hrdliczka« stand. Eine Klingel fand ich nicht.

Ich stieg den Hangweg hinauf. Ab und zu war eine Stufe aus Holzbohlen in die Erde eingelassen. Schnecken krochen darauf herum. Plötzlich spürte ich, wie ein kleines, hartes Teil gegen meinen Hinterkopf prallte.

Ich blieb stehen und sah mich um. War da ein verstohlenes Kichern oder bildete ich es mir nur ein? Ich ließ meinen Blick über den Boden schweifen. Was hatte mich getroffen? Eine Nuss? Ein Stein?

»Versuch's nicht nochmal!«, sagte ich laut. »Sonst komme ich und pack dich am Kragen ...«

Die Drohung kam mir selbst albern vor. Um jemanden packen zu können, musste man ihn erst einmal finden und erwischen. Rasch ging ich weiter. Das Haus war näher, als ich geglaubt hatte, ein hohes Gebäude aus grauem Naturstein mit Sprossenfenstern und braunen Klappläden.

Alles war still. Nur die Blätter um mich her raschelten im Wind, und von irgendwoher kam ein dünnes, klimperndes Geräusch, das ich nicht einordnen konnte.

Ein Glasdach war über der Eingangstür. Fünf Stu-

fen führten hinauf. Sie waren mit trockenem Laub bedeckt, als wäre hier seit langem keiner mehr gegangen.

Jemand hatte die gekreuzten Zweige einer Eibe an die Tür genagelt. Noch seltsamer fand ich den Schädel eines gehörnten Tieres, der unter dem Vordach hing, genau über der Mitte des Türrahmens. Rote Zeichen waren auf die ausgebleichten Knochen gemalt.

Ich klingelte. Nichts rührte sich. Ich klingelte wieder. Dann hämmerte ich mit der Faust gegen das Holz. Nichts. So hatte ich mir meinen Empfang nicht vorgestellt.

Ich ließ meinen Rucksack auf dem Vorplatz zurück und ging ums Haus herum. Überall lagen große Steine, einige flach oder mit Mulden, in denen sich Regenwasser gesammelt hatte, andere abgerundet oder spitz zulaufend wie verzauberte Zwerge mit ihren Mützen.

Dämmerlicht herrschte hinter dem Haus. Die Bäume standen sehr dicht. Ihre Wipfel bildeten ein natürliches Dach, sodass man den blauen Himmel nur ahnen konnte.

Unter den Bäumen war ein steinerner Tisch, auf dem ein Vogel saß. Zwischen den Baumstämmen stand eine Vogelscheuche mit schwarzem Schlapphut.

Ich blieb stehen. Der Vogel hatte mich bemerkt; er stieß einen kehligen Laut aus, der wie »Quork« klang, lüftete die Flügel und vollführte eine Art Verbeugung.

Dann bewegte sich die Vogelscheuche. Ich bekam fast die Krise, bis ich begriff, dass es der Professor selbst sein musste, Nonnas alter Freund, der da auf mich zukam. Er trug eine speckige Hirschlederweste und Kniebundhosen. Der schwarze Vogel flatterte ihm nach, landete im Gras und trippelte neben ihm her.

Der Professor zog seinen Hut. Zum Vorschein kamen ein zerdrücktes Knäuel flachsfarbener Haare, lang und im Nacken zusammengebunden, dunkle Augen unter buschigen Brauen, eine Habichtsnase und ein hageres Gesicht mit tiefen Furchen von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln.

»Hallo«, sagte ich. »Ich bin Sylvie Lindberg.«

»Das dachte ich mir.« Er machte keinen Versuch, mir die Hand zu geben. »Ich hatte dich früher erwartet.«

Seine Stimme war überraschend angenehm und volltönend. Die durchdringenden Augen musterten mich, als wäre ich ein seltener Käfer.

Ich verteidigte mich. »Ich musste zwei Stunden auf diesen Bus warten und bin fast sieben Stunden mit der Bahn gefahren. Früher ging es echt nicht.«

Der Vogel öffnete seinen großen schwarzen Schnabel und sagte etwas in Rabenkrähensprache. Er gefiel mir besser als der Professor, der mich noch immer musterte und nicht besonders freundlich bemerkte: »Deine Großmutter hat mir eingeschärft, nicht stinkstiefelig zu dir zu sein.«

Er verzog das Gesicht; seine buschigen Augenbrauen stießen zusammen. »Was sind das für Ausdrücke für eine alte Frau?«

»Nonna ist keine alte Frau«, sagte ich.

»Sie ist fünfundsechzig, das weiß ich zufällig genau. Oder gehört sie zu denen, die nie aus dem Teenageralter herauskommen wollen?«

»Nonna hat keinen Jugendwahn. Sie ist innerlich jung geblieben, was man wirklich nicht von jedem behaupten kann.«

Der Professor überhörte die Spitze. »Du scheinst sie gern zu haben«, sagte er nur. »Ich habe sie auch einmal sehr gemocht, das wird sie dir wohl erzählt haben. Aber sie wollte mich nicht. Vielleicht sollte ich ihr dankbar dafür sein. Stattdessen hat sie diese Krämerseele geheiratet.«

Mein Großvater hatte eine Weinhandlung gehabt. Das Gespräch begann mir auf die Nerven zu gehen. Ich war hungrig, durstig und müde und meine Blase drückte, doch er machte keine Anstalten, mich ins Haus zu führen.

»Kann ich mal auf die Toilette?«, fragte ich.

Etwas wie ein Lächeln verwandelte sein Gesicht; vielleicht war es aber auch eine spöttische Grimasse. »Ach ja«, murmelte er. »Die Jugend von heute ist sehr unverkrampft. Gehen wir also ins Haus, ehe ein Unglück geschieht.«

Er hüpfte voraus. Ja, sein Gang hatte wirklich etwas Hüpfendes. Ich gab mir Mühe, nicht über seine altmodischen Schnürstiefel zu lachen, die seine dünnen Beine bis zu den Waden bedeckten und unterhalb der Kniebundhose ein Stück der nackten, bleichen Beine freiließen.

Er sagte über die Schulter, ich sollte ihn der Ein-

fachheit halber nur »Professor« nennen, da sein Nachname eine Zumutung für westeuropäische Zungen sei.

Das Haus war voll mit mächtigen dunklen Möbeln, alten Teppichen und Ölbildern in schweren Rahmen. Überall hingen wunderliche Gegenstände herum – Steine mit Löchern darin, Federn und Knöchelchen an Schnüren, sogar getrocknete Vogelköpfe und allerhand große Zähne und Hörner, die mir nicht besonders gefielen. Es roch nach Staub und Moder, nach ungelüfteten Räumen und alten Kleidern und sonst noch so allerhand, was der Nase nicht gerade schmeichelte.

Der Professor führte mich durch einen Gang zu einer Tür, an die zu meinem Schrecken die getrocknete Pfote eines Tieres genagelt war, und sagte: »Die Küche findest du dort links, am Ende des Flurs. Nimm dir, was du brauchst. Dein Zimmer ist in der oberen Etage. Es ist die Tür mit dem Drudenfuß. Ich muss wieder an die Arbeit.«

Damit verschwand er, ehe ich fragen konnte, was ein Drudenfuß ist und wie er aussieht. Während ich auf der Toilette saß, starrte mich eine fratzenhafte Maske von der Innenseite der Tür an, mit schielenden Augen und einem einzigen Riesenzahn zwischen den schiefen, wulstigen Lippen. Ich dachte: Was ist das hier, eine Geisterbahn oder ein Gruselkabinett?

Die Rabenkrähe kauerte auf dem Treppengeländer und schien auf mich zu warten. Vielleicht hatte sie der Professor zurückgelassen, um mich zu beauf-

sichtigen; vielleicht war sie auch einfach nur neugierig.

Sie hüpfte hinter mir her, als ich hinausging, um meinen Rucksack zu holen. Dann zeigte sie mir den Weg zur Küche, flatterte voraus und folgte mir sichtlich erfreut in den ungemütlichen Raum, in dem es nur einen Tisch, drei Stühle und eine Sitzbank, einen Küchenschrank, zwei Regale, einen Herd und einen Spültisch gab, aber weder Kühlschrank noch Spülmaschine. Dafür hingen massenhaft Kräuterbüschel und zu Zöpfen geflochtene Knoblauchknollen von der Decke. Auf einem der beiden Regale stand ein kleines Radio; neben dem Telefon die einzige Verbindung zur Welt, wie ich bald feststellen sollte, denn im ganzen Haus gab es keinen Fernseher.

Es roch nach Kohl und faulendem Gemüse. Ich setzte Wasser auf. Kräutertees gab es ausreichend, sonst aber fand ich außer Karotten und Kohlrabi, einer Sellerieknolle und einem halben Brotlaib nichts Essbares – weder Butter noch Käse. Erst nach längerem Suchen stieß ich auf ein Glas Honig.

Während ich auf einem Stück Honigbrot herumkaute, flog der schwarze Vogel auf das oberste Regalbrett und fing an, mit dem Schnabel gegen eine Blechdose zu klopfen. Das machte er so lange, bis ich die Dose herunterholte und den Deckel öffnete. Sie war mit Haselnüssen gefüllt.

»Quork« wurde so aufgeregt, dass er alle Zurückhaltung vergaß und auf meine Schulter flog. Er krallte sich an meinem T-Shirt fest und versuchte den Schnabel in die Dose zu stecken.